

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 15 (1911)

Artikel: Berglied [Fortsetzung]

Autor: Rovetta, Gerolamo

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574592>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

denn die „Zigeunerin“ so erbost? Geht mich Regina mehr an als meine eigene Schwester? Du denkst zu viel an sie, warf ich mir vor. Wenn ich daheim ein Pflaster in die Büchse strich, um armen Patienten die Apotheke zu ersparen, oder wenn ich Verbandstoff zusammenwickelte, es ist wahr, dann fiel mir immer Regina ein, wie sie in einem Silberlöffel Butter schmolz und damit dem halberwürgten Theodor das Herz einrieb, oder ich sah, wie sie die blaue Krampfader des Gemahls mit einer weichen Wadenbinde in den schönsten Schleifen

umwand. Was ich braute und schäufelte und mischte und nähte, immer dachte ich: Ach, Urselchen hat mir alles verpfuscht, hat immer zu viel oder zu wenig gerührt, immer zu stark oder zu locker gebunden, hat immer zuviel gelacht! Aber Regina würde ganz genau halb und halb mischen, würde weder hart noch lose knüpfen, würde wunderbar sorgen. Sie wäre das Ideal einer Apothekers- oder Doktorsfrau. In Urselchen habe ich mich getäuscht. Hier sicher nicht ...

(Fortsetzung folgt.)

Berglied.

Novelle von Gerolamo Rovetta. Autorisierte Uebersetzung von Elisabeth Klein, Binningen.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Als Felicita und Febo wieder auf der Straße standen, war schon die Nacht hereingebrochen. Ihr Plaudern verstummte. Sie lauschten gemeinsam den tausend Stimmen dieser Einsamkeit, die sie so tief und harmonisch noch niemals erlebt hatten...

Doch nun wehte ein kalter Wind von den Bergen herab, Felicita schauerte, vielleicht auch, weil sie sich beim Sprechen über das warme Feuer gebeugt hatte und nun die kühle Nachtluft doppelt empfand, und hüllte sich, so sehr sie es vermochte, in ihren Plaid. Febo, des rauhen Windes und der späten Stunde wegen ein wenig beunruhigt, preszte, von dem Wunsche getrieben, bald am Ziel zu sein, ihren Arm in den seinen, beschleunigte seine Schritte, sie beinahe tragend, und schwieg. Er blickte nach den Lichtern des Dorfes, die bei einer Biegung der Straße vor ihnen aufgetaucht waren und bald nahe, bald ferne schienen, als ob sie seiner Ungeduld spotten und doch wieder zärtlich rufen, freundlich einladend, ihnen entgegenleuchteten wollten.

Sie erreichten die ersten Häuser des Dorfes, fast ohne es zu gewahren. Alles schweigsam, alles still ringsum. Da und dort ein Licht hinter den Doppelscheiben der gewohnten Fensterchen, der gewohnten Häuschen, kaum ein leises Geräusch.

Plötzlich vernahmen sie die Stimme Rinetto, und fast gleichzeitig fiel ein Lichtstreifen über die Dorfstraße. Rinetto kam ihnen entgegen in Begleitung von Job, der eine Laterne des Automobils trug.

„Freunde,“ hörte ihnen Rinetto mit Pathos schon von weitem zu, „wir sind geleimt! Das einzige Hotel des Dorfes so voll wie ein Ei!“

Und er fuhr, nähertretend, fort, während er die Gesichter der Marchesa und Febos etwas unruhig forschend betrachtete: „Nicht ein Bett zu haben! Auch nicht um eine Million! Hier haben sich halb Boston und halb Philadelphia niedergelassen. Eine Art Überschwemmung von Quäkern, die morgen auf die Gletscher hinaufsteigen...“

„Ist es möglich? Nicht einmal eine Schlaflamme?“

„Ach was! Wo denkst du hin? Es wird viel sein, wenn sie uns ein wenig Essen übriglassen! Auch im Billardsaal sind Betten aufgeschlagen, in den drei Badzimmern des Hotels, überall!“

„Und trotzdem! Ein Zimmer für die Marchesa werden sie uns geben müssen!“ rief Febo voll Wut, aufgeregt, gereizt, und begann wieder, Felicita eilig gegen den Gasthof zu ziehen, dessen Fenster durch die Dunkelheit vom Ende der einzigen Straße herüberleuchteten.

„Mein Bester,“ fuhr Rinetto, selbst schlechter Laune, sich umsehend und auf den Weg achtend, fort, „du

kannst glauben, daß ich gewettet habe, um ein Zimmer zu erlangen, wenigstens eines für die Marchesa! Verlorene Mühe! Raum, daß sie antworten: Alles besetzt! Es bleibt uns nichts anderes als den Vorschlag des Hotelbesitzers anzunehmen, die letzte Rettung übrigens...“

„Und das ist?“ machte Febo.

„Chez Monsieur le curé, s'il vous plaît, messieurs!“

„Im Hause des Pfarrers?“

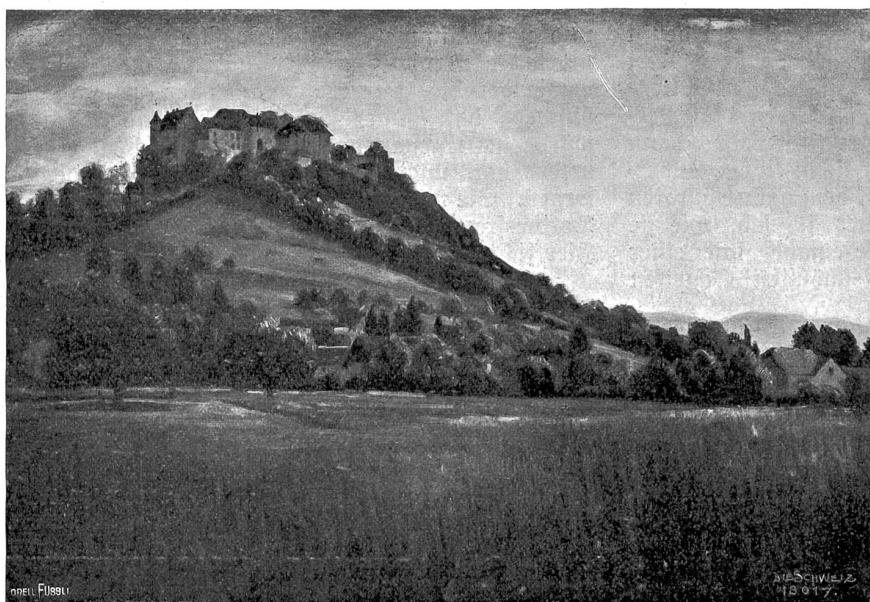
„Ja! Das Haus dort unten, fast gegenüber dem Hotel. Es scheint, als sei das Haus des Dieners Gottes so eine Art Dependance im Notfall!“

Die Marchesa hatte derweil kein Wort gesagt, war jedoch ärgerlicher als alle über diesen Zwischenfall. Sie fühlte sich körperlich so müde. Indem sie den letzten Teil des Weges



Ferdinand Schmoll, Samaden.

Schweizer Landschaft.



Ferdinand Schmoll, Samaden.

mit eiligen Schritten zurückgelegt, hatte sie von nichts anderm geträumt als von einem schönen Zimmer mit einem hellen Feuer und soviel Platz, um vor allem recht nach Herzenslust in den Handkoffern wühlen zu können, und dann, dringender als nach Speise, Wärme und Bett ging ihr Verlangen nach einem guten lauwarmen Bade, nach einem langen stärkenden Bade. All ihre Instinkte, ihre Gewohnheiten, ihre raffinierten Toilettebedürfnisse, die sie in diesen Tagen in der Verstreitung durch so viele neue Begebenheiten zurückgedrängt, lehnten sich nun angesichts der Unmöglichkeit, sie zu befriedigen, auf, und der Verger, die Ermüdung, die Kälte, die Aussicht auf eine schlechte Nacht schufen ihr ein unbeschreiblich bitteres Gefühl. Beinahe hatte sie Lust, mit Tebo und Rinetto Streit anzufangen und in Tränen auszubrechen ... Im Hause des Pfarrers! Wie unangenehm, wie lästig! Um Ende gar Rechenschaft ablegen, Erklärungen geben, Vorstellungen? Ihr Enthusiasmus für die zierlichen Schweizerhäuser war sehr er�altet, seit sie in den letzten Tagen Gelegenheit gehabt, in einige den Kopf hineinzusticken. Reinlich, gewiſ, und ordentlich gehalten, aber erdrückend schwül war es darin. Das waren ja wahre atemraubende Schachteln! Des Nachts in einen solchen Ort zu geraten, in dieser Höhe, nur ein einziges Hotel vorzufinden und das ohne ein unbesetztes Zimmer! Es war die erste Unannehmlichkeit dieser Reise; aber sie war auch äußerst peinlich...

* * *

Das Hotel war wirklich besetzt und lag trotzdem ruhig und schweigend da. Das Abendessen war eben beendet. Unförmliche große Männer mit enormen Füßen, mächtigen Händen, Damen und junge Mädchen, die wie Männer ausliefen, alle ermüdet und streng blickend, hielten die Table d'hôte bis zum letzten Platz besetzt und schälten ernsthaft Aepfel und Birnen, fast ohne aufzusehen, kaum, daß sie einige Worte tauschten. Shawls, Plaids, Rückfäde, Feldstecher und Baedecker überall. In jeder Ecke Bündel von Bergstöcken, Gletscherbeile in ledernen Umhüllungen und auf jedem Möbelstück Sträuße von Edelweiss und Alpenrosen. Das geräuschvolle Eintreten der schönen Marchesa und ihrer beiden Freunde, die Unbesangenheit, mit der die drei Italiener sich an ein Ecktischchen setzten und den Maître d'Hôtel und die Kellner in allen Sprachen mit Fragen bestürmten, des Essens und der Zimmer wegen, schien die barlösen Bewohner der Ufer des Michigan zu empören. Nach wenigen Minuten, wie von einer Feder in die

Höhe geschnellt, erhoben sich alle miteinander, rafften fast hastig ihre Sachen zusammen, schritten, einer nach dem andern, mit leichtem Kopfnicken zur Türe und verschwanden wie Schatten. Niemand blieb an der Tafel, als da und dort verstreut zwei oder drei Tischgäste in Smoking und weißer Binden.

Während die Marchesa, Tebo und Rinetto ihrer Mahlzeit zusprachen, erschien ein großer, dicker, stämmiger Landpfarrer mit rötllichem Gesicht und weißen Locken an den Schläfen auf der Schwelle. Er betrug sich halb schlau, halb jovial, wie ein echter italienischer Priester, und brachte die kleine Gesellschaft, die gezwungen war, seine Gastfreundschaft anzunehmen, zuletzt durch sein ungebildetes Benehmen auf. Doch war der Pfarrer kein Italiener, sondern ein echter Schweizer, ein Bündner, genau gesagt aus Oberalpstein; seit

dreizig Jahren amtete er hier in diesen ärmlichen Hütten, der letzten Etappe bis zum Paradiese. Der gute Mann, der mit jedem Worte, mit jeder Gebärde seine Begabung zu einem Gastwirte eher als seinen kirchlichen Beruf erraten ließ, hatte sich selbst vorgestellt, halb französisch, halb romanisch redend und dazwischen etwas italienisch radebrechend. Er zeigte sich schon sehr gut unterrichtet; eine Bemerkung über die Herrschaften ließ sich auf die Erklärungen, die Job in das Fremdenbuch eingetragen, zurückführen, das übrige hatte der schlaue Pfarrer erraten und schien mehr als zufrieden, in seinem dürftigen Häuschen, einer so vornehmen Gesellschaft Obdach gewähren zu dürfen.

„Und, wenn es der Dame genehm ist, mit mir zu gehen, so werde ich mir erlauben, Ihnen meinen Neffen, Don Arcangelo, vorzustellen, der ausgezeichnet italienisch spricht, da er vier Jahre lang im Priesterseminar zu Mailand studiert und von dem damaligen Erzbischof, Mons. Calabiana, die Priesterweihe empfangen hat.“

Tebo und die Marchesa, immer unangenehmer berührt, antworteten nicht, und so mußte denn Rinetto ein paar Worte reden.

„Wie kommt es, daß ein Neffe von Ihnen, auch ein Schweizer, wie ichannehme, nach Mailand gegangen ist, um Priester zu werden?“

„Wissen Sie, es ist ein altes Vorrecht der Diözese von Chur, fünfundzwanzig Geistliche an das treffliche Seminar in Mailand senden zu dürfen, eine Bestimmung, die bis ins Mittelalter zurückgeht.“

Als sie die Straße überschritten, um vom Hotel in das Pfarrhaus zu gelangen, bemerkten alle, daß der Wind noch stärker und kälter als vorher wehte, und sobald Felicita den Fuß in den kleinen Vorplatz gesetzt, empfand sie ein Gefühl von Wärme und Trost, das die üble Vorahnung, mit der sie den Vorschlag angenommen, beinahe vollständig zerstreute. Luft gab es freilich nicht gar viel in dieser Rüste aus Tannen- und Lärchenstämmen; dafür atmete man den Duft eines Tannenwaldes ein.

Der Kuckuck streckte just das Köpfchen aus der alten Uhr in der Ecke und hieß die Gäste mit zehn festlichen „Kuckuck“ willkommen. Die alte Perpetua, die mit einem Lämpchen herbeigeeilt war, bemühte sich nach Kräften, den Ankommenden ihre Mäntel und alles, was sie in den Händen hatten, abzu-

nehmen, und ein weißes Hündchen, häßlich zwar, doch von freundlichem, zutraulichem Aussehen, tanzte schweifwedelnd und vergnügt um die Marchesa herum ... Auf die Bitten des Pfarrers schritt Felicita auf dem schmalen Korridor weiter bis zu einem Lichtstreifen, der aus einer halbgeschlossenen Türe drang, öffnete und trat ein. Der erste Gegenstand, auf den ihr Auge in dem freundlichen Wohnzimmerchen fiel, war ein Harmonium aus schwarzem Holz, das geöffnet in einer Ecke stand, und Stöhne von Musikalien, die auf den Möbeln und dem Fußboden verstreut lagen. Einem leichten Auffschrei, fast einem Stöhnen folgend, wandte sich Felicita zur Seite und gewahrte einen jungen Geistlichen, den Neffen des Pfarrherrn. Eintretend und seinen Gästen Stühle anbietend, stellte dieser nun eilig und mit großer Ungezwungenheit vor:

„Diese Herrschaften, alle aus Mailand, und Don Arcangelo, mein Neffe und Gehilfe in der Gemeinde, ein wenig Mailänder auch er ... wie ich Ihnen schon erklärt habe.“

Don Arcangelo stand hochaufgerichtet neben dem Tische, die Marchesa unverwandt anblickend, als ob er ihr die Hände entgegenstreden wolle. In seinem Auge malte sich Staunen, Verlegenheit, Furcht und vor allem Jubel, seliger, fast kindlicher Jubel!

Er war mittelgroß, eher schmächtig, mit blassem, etwas hagerm Gesicht, großen tiefblauen Augen, von würdigem edlem Aussehen. Auf der hohen edeln Stirne lag wildes, dichtes, fastianenbraunes Haar, ein wahrer Wald von Haaren. Auch die beiden Hände, die sich eine Sekunde lang gegen sie erhoben, hatten Felicita schmächtig und edel geschienen, weiß wie die Tasten des Harmoniums, und bei jener Gebärde hatten sie in den weiten Uermeln des schwarzen Gewandes gebebt.

Ein verlegenes Schweigen war entstanden.

Der Pfarrer stellte eine große Schale mit kleinen, aber



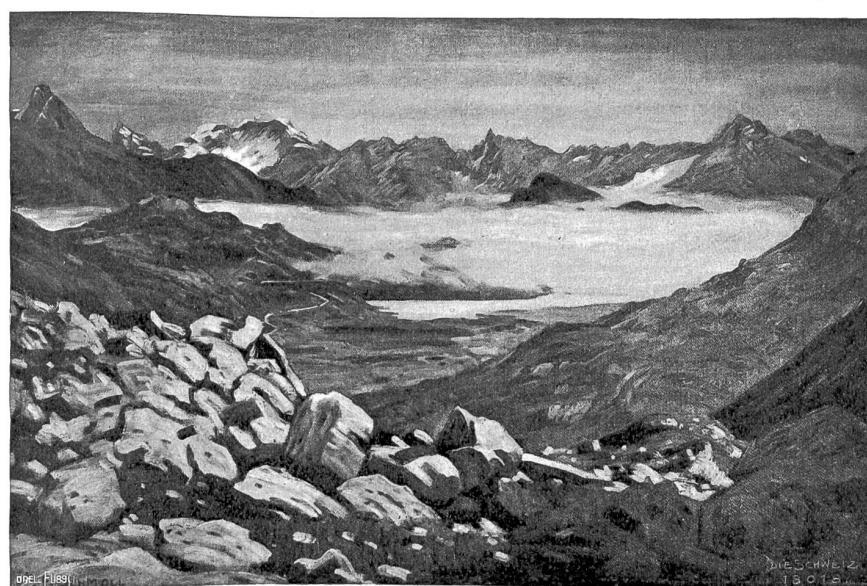
Ferdinand Schmoll, Samaden.

Abend in den Alpen.

fein duftenden Bergerdbeeren auf den Tisch und ordnete einen prächtigen Strauß blasser, würzig riechender Cyclamen in einem fremdartigen, bräunlichen, iridenen Gefäß. Die alte Magd hatte eine Flasche alten Weltlinier Wein, rot wie Rubin, gebracht; der Herr Pfarrer goß davon in mit Arabesken verzierte Gläser und bestand darauf, daß alle kostten müßten. Er selber trank zuerst in kleinen Zügen, sich als treuen Verehrer zeigend. Um den jungen Priester nicht immer ansehen zu müssen, blickte die Marchesa sich in dem Zimmer um, betrachtete all die sonderbaren Gegenstände, die in diesem kleinen Salon angehäuft waren, von dem mächtigen eingemauerten Ofen, der den vierten Teil des Raumes einnahm, bis zu dem kleinen Nest über der Türe, das — wie der Pfarrer erklärte — die Schwalben seit sieben Jahren hier bauten, gerade hier innen, bald durch das Fenster, bald durch den Korridor einfliegend, wie wenn sie hier zu Hause wären. Nachdem er sein Glas mehrere Male gefüllt und wieder geleert hatte, bat der zutrauliche Pfarrer, sich zurückziehen zu dürfen. Der folgende Tag war ja Sonntag, und um sechs Uhr mußte der Geistliche auf den Berg hinauf, um die große Messe in der Kapelle bei den Hirten zu lesen. Er hatte fast eine Stunde auf einem steilen, anstrengenden Feldweg, einem richtigen Ziegenpfad, zu gehen. Aber den Sommer über mußte man diesen armen Leutchen, die dort oben verbannt waren, doch eine Messe lesen!

„Auch die Herrschaften werden müde sein, werden früh aufstehen wollen. Jedoch, wie es Ihnen gefällt. Und, auf jeden Fall, noch einen Tropfen, Signora! Erlauben Sie, in diesem Lande macht der Wein Blut. Arcangelo, nun ja, der will sozusagen nichts davon wissen; aber er — er ist heiliger als ich! Und dann: er hat seine Mutter!“

Als der alte Plauderer sich entfernt, nachdem er der Magd



Ferdinand Schmoll, Samaden.

Am Berninapass.

noch befohlen, die Gäste in ihre Zimmer zu geleiten, wandte sich Felicita, befürchtend, daß das unbehagliche Schweigen des ersten Augenblickes sich erneuere, an den jungen Pfarrer und fragte mit einem Blick auf das Harmonium:

„Sind Sie Musiker?“

„Ja,“ antwortete dieser. Und dieses Ja wurde in fast holztem Tone gesagt, sodaß er, im Gefühl, freundlicher sein zu müssen, hinzufügte: „Oder doch begeistert für die Musik.“

Dann, als ob er einer Einladung zuvorkommen wolle, trat er an das Harmonium, setzte sich und legte die Hände auf die Tasten. Ohne Noten vor sich zu haben, ohne jemand anzuregen, wie mit sich selbst sprechend, sagte er, während er kaum die Tasten berührte:

„Ich habe heute versucht, den bescheidensten und tiefsten Dichter der Bibel, Hiob, in seinem Buch des Todes in Musik zu setzen; doch noch liegt nicht seine ganze erhabene Traurigkeit darin und auch nicht seine ganze Ergebung...“

In diesem kleinen, mit Holz getäfelten Zimmer hatte das Harmonium einen eigenen Wohlflang und Töne, die in nie gehörten schwachenden Seufzern erloschen. Der junge Geistliche deutete die Verse des Psalms mit halber Stimme in der

alten romanischen Sprache des Tales an, und seine schlanken, weißen Hände entlockten dem Instrument Töne von unsaglicher Trauer, doch ohne Verzweiflung und in einem äußerst originellen Rhythmus, der an keine andere Musik, an keine Schule erinnerte.

„L'uman, nad dalla donna, vis da court età e vegu impli de diversas miseras. El comparà sco una fluor, vegu taglià jo e svanisea, seo la sumbriva...“ (Buch Hiob, 14. Kap, 1. und 2. Vers: Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume und fällt ab, fliehet wie ein Schatten und bleibt nicht).

Das letzte Bild, das der abgebrochenen Blume, die wie ein Schatten entschwindet, hatte den Musizierenden zu einer längern feierlichen Elegie begeistert, die sich alsbald in eine einfache, innige Melodie auflöste. Im letzten Sahe dann jubelte ein Lied zum Lobe der Berge: in seinen Tönen lagen all die Stimmen, der ganze herbe Hauch der Alpenwelt; es war, als fielen die Mauern bei diesen Klängen, als eilten die Seelen aus dem engen Stübchen hinaus, um sich zu den unbezwingbaren ewigen Tönen hinaufzuschwingen...

(Schluß folgt).

Von Tanagrafigürchen in der Schweiz.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von S. Soho, Zürich.

Tanagra! Man braucht den Namen dieser kleinen Landstadt im südöstlichen Boiotien bloß auszusprechen, so belebt sich gleich unsere Phantasie mit dem so reizenden Bölklein der „Tanagräerinnen“, die, seit dem heimlichen Beginn der Grabungen anno 1870, viele Jahre hindurch den Gräbern des einst durch seine Tonindustrie berühmten Städtchens entflohen. Mächtiges Aufsehen erregte seinerzeit ihr Hervortreten, selten haben sich Werke des Altertums so rasch in die allgemeine Gunst gefeiert wie gerade diese Zierlichkeiten aus gebranntem Ton; jedermann kennt sie, jedermann liebt sie, in allen größern Museen sind sie zahlreich vertreten, ihrer viele auch haben den Weg in die Sammlungen von Kunstsiebhabern gefunden, nur zu bald vermischt mit unechten Schwestern, die eine geschäftige Industrie den echt antiken Stücken beigesellte. Ihnen zur Seite stellten sich, rund zehn Jahre später, etwas jüngere Genossinnen aus Kleinasien, aus Myrina; eine reiche Auswahl birgt das Louvre-Museum, das Haus Sadaune in Paris bietet zu billigstem Preis die feinsten Nachbildungen feil. Auch unter den nicht allzu vielen Originalantiken der Zürcher Archäologen Sammlung (sie haben vor zwei Jahren bei Anlaß der Versteigerung der Privatsammlung von Dr. Hommel durch drei glückliche Ankäufe eine wertvolle Bereicherung erfahren) ragen ein paar ausgezeichnete Tanagra'sche Terrakotten hervor, deren Erwerbung Prof. Karl Dilthey, der im Winter 1875/76 in Griechenland weilte, und seinem Reisegefährten Dr. Fr. Imhoof-Blumer zu danken ist. Als Reinhard Kefule von Stradonitz, der jüngst verstorbenen Berliner Archäologe, die Herausgabe eines eigentlichen „Corpus“ der antiken Tonfiguren in die Wege leitete, hat er es sich nicht versagen können, gewissermaßen eine Rostprobe dem Ganzen vorauszuführen: „Bei dem gerechten Ruhm, den diese Tanagräischen Statuetten bereits genießen, bei der lebhaften Bewunderung, die sie in allen Kreisen von Künstlern und Archäologen und überhaupt bei allen finden, die für klassische Schönheit empfänglich sind, bei der großen Bedeutung, die sie für Kunstabübung und Kunstindustrie gewinnen können, schien es an sich wünschenswert, die Bekanntmachung dieser Blätter nicht noch auf Jahre hinaus bis zur Gesamtveröffentlichung des dieje Abteilung (die Funde von Tanagra) umfassenden Bandes zu verschieben, sondern, wenigstens mit einer Auswahl, schon jetzt hervorzutreten. Es schien dies zugleich ein eminent wissenschaftliches Interesse, damit eine klare Einsicht in diese eigentümlich schöne und lehrreiche Gattung sich rasch verbreite und jeder die Folgerungen ziehen könne, die sich daraus schon jetzt für Auffassung und Geschichte der griechischen Kunst ergeben...“ So Kefule unter dem 8. August 1877. In dieser ersten Auslese aber, die sich beschränkte auf 17 Tafeln mit 18 Objekten, figurieren just schon Hauptstücke der Zürcher Sammlung: die farbigen Tafeln IV und V führen die vier allerliebsten ballspielenden Eroten vor in Originalgröße, dazu Tafel XII, gleichfalls aus der Zürcher Sammlung, das auf einem Felsen sitzende Mädchen (Nymphe oder Muse?) und Tafel VI die „Knöchelspielerin“ im Besitz von Dr. Imhoof, der nach Kefule „die Krone der Schönheit gebührt“. Auch im „Corpus“



«Tanagräerin» in der Zürcher Archäolog. Sammlung.